

durch den Menschen werden und will im Sein des anderen eine Gegenwart haben. Die menschliche Person bedarf der Bestätigung, weil der Mensch als Mensch ihrer bedarf. Das Tier braucht nicht bestätigt zu werden, denn es ist, was es ist, unfraglich.« (S. 208)

In *Elemente des Zwischenmenschlichen* aus 1945 unterscheidet Buber das Zwischenmenschliche als dialogischen Raum vom Sozialen, das für Buber Gruppenzugehörigkeit ausdrückt (S. 406). Das Zwischenmenschliche ist dann authentisch, wo sich Menschen einander mitteilen (S. 406). Buber schreibt zur Sphäre des Zwischenmenschlichen: »Ich meine jedoch mit der Sphäre des Zwischenmenschlichen lediglich aktuelle Ereignisse zwischen Menschen, sei es voll gegenseitige, sei es solche, die sich unmittelbar zu gegenseitigen zu steigern oder zu ergänzen geeignet sind; denn die Partizipation beider Partner ist prinzipiell unerlässlich. Die Sphäre des Zwischenmenschlichen ist die des Einander-gegenüber; ihre Entfaltung nennen wir das Dialogische.« (S. 215) Das Zwischenmenschliche muss authentisch sein (S. 218); das echte Gespräch ist was völlig anderes als das Gerede: »Die Hauptvoraussetzung zur Entstehung eines echten Gesprächs ist, daß jeder seinen Partner als diesen, als eben diesen Menschen meint.« (S. 219) Es gehe also darum, zum anderen Menschen aus dem ganzen Wesen heraus *Ja* zu sagen, mich selbst dem anderen zuzutrauen und zuzumuten (S. 220), was für Buber personale Vergegenwärtigung bedeutet (S. 220). Dabei nimmt Buber die Selbstzweckformel Kants auf, »der Mitmensch dürfe niemals bloß als Mittel, sondern müsse jederzeit zugleich als selbständiger Zweck gedacht und behandelt werden...« (S. 224) Im echten Gespräch geschieht, ereignet sich, die Hinwendung zum anderen Menschen in aller Wahrheit (S. 225). Bubers Anthropologie erschließt sich über das Dialogische, über die Ich-Du-Beziehung.

Die Schriften des vierten Bandes der Werkausgabe erschließen zentrale Elemente der Buberschen Philosophie und geben Anregungen für viele Felder in der heutigen Pädagogik, Psychotherapie und anderen praktischen Feldern der Theologie.

Wilhelm Schwendemann

Ufferfilge, Levi Israel (2021):

Nicht ohne meine Kippa!

Mein Alltag in Deutschland

zwischen Klischees und Antisemitismus

Stuttgart: Tropen, 208 Seiten

ISBN 978-3-608-50412-5

Levi Israel Ufferfilge wurde 1988 im nordwestfälischen Minden geboren und ist heute, nach seinem Studium der Jiddistik und der Jüdischen Studien, Schulleiter der *Jewish International School – Masorti Grundschule* in Berlin. Dort will er seinen Schüler_innen das jüdisch religiöse Leben vorleben und ihnen zeigen, wie sich dieses mit dem modernen Leben vereinbaren lässt. Er ist nicht nur Lehrer, sondern auch Vorbild für die Schüler_innen, da er sich dazu entscheidet, auch in der Öffentlichkeit seine Kippa zu tragen. Er lässt sich trotz der Gefahren nicht die Freiheit nehmen, sich als Jude zu erkennen zu geben.

Der Aufstieg rechtspopulistischer und rechtsnationalistischer Parteien und die Gefahr des damit einhergehenden Rassismus haben sich zum Beispiel im letzten Jahr in extremer Form durch den Anschlag auf die Synagoge in Hamburg sowie 2019 in Halle gezeigt. Auch öffentliche, antisemitische Äußerungen, die u.a. immer stärker auf etlichen *Social Media* Plattformen zu sehen sind, zeigen, wie gefährlich es noch immer ist, ein Leben als Jude in Deutschland zu führen.

Levi Israel Ufferfilge nutzt Plattformen wie *Twitter*, um seine Erfahrungen mit der Öffentlichkeit zu teilen und hat diese nun auch in seinem Buch *Nicht ohne meine Kippa! Mein Alltag zwischen Klischees und Antisemitismus* zusammengefasst, um der Gesellschaft zu zeigen, wie es sich als Jude in Deutschland lebt, weshalb er trotz aller Anfeindungen niemals ohne seine Kippa aus dem Haus gehen würde und vor allem, um den Menschen vor Augen zu führen, dass antisemitische Anfeindungen und Beleidigungen noch immer zum





Alltag von Juden gehören, die schon seit 1.700 Jahren in Deutschland leben.

Ufferfilge berichtet zu Beginn seines Buches von seiner Kindheit im »westfälischen Nirgendwo« und dass er die Region, in der er aufwuchs, als »post-jüdisch« versteht (S. 16). Er beschreibt all das, was an ein einst existierendes, vielfältiges jüdisches Leben erinnert: der jüdische Friedhof, die ehemalige Synagoge, der ganze jüdische Besitz, der verkauft und geraubt wurde. Der »nicht zu überwindende Kontrast zu dem Leben und der Kultur, die vorher da gewesen und dann zerstört waren, verunmöglichte jede jüdische Selbstverständlichkeit« (S. 17). Nachdem Ufferfilge episodenhafte Einblicke in seine Kindheit gegeben hat, berichtet er auch von seinem Onkel, der »[d]as Gedeihen [s]eines Geistes [...] in der Provinz in Gefahr [sah]« und ihn, deutlich um seine Bildung bemüht, regelmäßig mit ausreichend Lektüre versorgte (S. 23). Diese Zeit bringt Ufferfilge näher an das jüdisch-religiöse Leben heran, doch wirklich relevant wird sein Jüdischsein erst am Gymnasium, wo er beginnt, offen seinen Davidstern zu tragen (S. 25). Allerdings muss er sich bald eingestehen, dass es außerhalb seines Freundeskreises »eine Gefahr [ist], jüdisch zu sein« (S. 30) und er Antisemitismus »fälschlicherweise für ein Phänomen der Großstadt« hält (S.28).

In der Oberstufe trifft er zum Beispiel auf Mitschüler, die »in Kirchen mit antisemitischem Gedankengut großgeworden« sind, in denen über »Juden mit verlo-

renem Seelenheil, die in Synagogen den Teufel anbeten würden«, gepredigt wird (S. 26). Am meisten schockiert ihn daran, dass »die recht verwirrt scheinenden Leute, die [ihn] ein paar Mal vor der Mindener Synagoge abgefangen hatten, [...] auch Menschen in [s]einem Alter sein konnten« (S. 26). So beginnt Ufferfilge von denjenigen Menschen zu berichten, die meinen, sobald sie seine Kippa sehen, sei dies der Moment für sie, ihrem Judenhass Luft machen zu dürfen. Dies passiere besonders häufig in der Straßenbahn, wo er den Kommentaren schutzlos ausgeliefert sei. Viele solcher Situationen schildert Ufferfilge in den nächsten Kapiteln. So reißt zum Beispiel eine Mutter ihre Kinder weg und schreit sie an, »sie sollten sich nicht zu einem Juden setzen« (S. 42). Er hört auch eine Gruppe AfD-Mitglieder über ihn reden, von denen eines extra laut beteuert: »So ein Goldman-Sachs-Jude oder Israeli, der hierherkommt [...] und uns Mahnmale in deutsche Städte baut, damit wir uns schlecht fühlen und alles mitmachen, was der Jude von uns will« (S. 125). Auch wenn Ufferfilge von der Entwicklung einer persönlichen Resilienz spricht, stellt er sich in solchen Situationen die Frage – ob und wer Antisemitismusprävention betreiben sollte (S. 183f.).

Auch seine Arbeit in der Schule ist ein häufiges Thema in Ufferfilges Buch, er beschreibt unter anderem, wie diese sich von der traditionellen Unterweisung im damaligen Osteuropa unterscheidet, außerdem spricht er über die »Parallelen zum Religions- und Hebräischunterricht in deutschen jüdischen Landgemeinden vor dem Krieg« (S. 179). Die Aufgaben eines Lehrers gingen dort über den eigentlichen Unterricht hinaus, dazu gehörte auch die Tätigkeit in der Gemeinde. Diese besondere Rolle nun selbst als Lehrer ausfüllen zu dürfen, empfindet Ufferfilge deshalb »als Privileg« (S. 179). Doch bedauerlicherweise gehört es nach wie vor zu den Aufgaben von Lehrer_innen, über Antisemitismus zu sprechen. Besonders schwierig sei es für Ufferfilge, damit umzugehen, wenn seine Schüler_innen davon betroffen seien: »Für vielerlei Antisemitismus im Alltag bin ich mit der Zeit taub geworden. [...] Aber ich habe noch keine Strategie gefunden, damit umzugehen, wenn es meine Schülerinnen und Schüler trifft« (S. 183).